

Perspektiven aus der Praxis auf die Forschungsergebnisse des Projektes „Foster Care Placement Breakdown“

Franziska Frohofer & Stephan Scharfenberger

Einleitung

Die in diesem Band vorliegenden Forschungsergebnisse der Studie „Abbrüche von Pflegeverhältnissen im Kinder- und Jugendalter“ haben uns einerseits in ihrer Eindeutigkeit erstaunt und aufgerüttelt sowie andererseits bestärkt, die daraus hervorgehenden Impulse vermehrt und gezielt für die Praxis zu reflektieren und anzuwenden.

Im folgenden Artikel werden wir einige für uns bedeutsamen Kernaussagen der Forschung herausgreifen und aus unseren Erfahrungen in Bezug auf die Pflegekinderhilfe vertiefen, anreichern und weiterdenken. Wir zeigen einige Möglichkeiten und Handlungsansätze auf, welche Akteure und Akteurinnen anwenden können. Wir fokussieren dabei auf die Hauptbeteiligten. Dies im Bewusstsein, dass auch Therapeutinnen, Kinderanwälte, Vertrauenspersonen, Sozialämter, Nachbarschaft und erweiterte Familienangehörige, Peers, Pflegeplatzaufsicht, Pädagogen und Menschen, welche die Freizeit der Pflegekinder mitgestalten, einen wesentlichen Anteil für das Gelingen eines Pflegeverhältnisses haben.

Forschungsbefund Partizipation als Schlüssel zur Entwicklung des Pflegekinds

Bombach und Reimer (in diesem Band) zeigen, dass die Bedürfnisse der Pflegekinder zu oft übergangen werden, sogar wenn sie sich zu Wort melden. Nicht überraschend wählen die Kinder dann in Krisen andere Wege, um Wirkung zu erzeugen: Sie «tun blöd», setzen sich über Regeln hinweg, gefährden sich selber, kommen mit dem Gesetz in Konflikt. Die Autorinnen weisen darauf hin, Verhaltensschwierigkeiten von Pflegekindern unter diesem Blickwinkel zu betrachten und ziehen das Fazit: «Nur wenn die Kinder beteiligt werden, ergeben sich für sie die Möglichkeiten, Schwierigkeiten zu thematisieren und sich für ihre Sichtweisen Gehör zu verschaffen.»

Aus der Sicht der Praxis: Bis Kinder in eine Pflegefamilie kommen, haben sie oft und über längere Zeit Situationen erlebt, in denen ihre kindlichen Grundbedürfnisse nur unzureichend befriedigt wurden. Dazu gehören auch die Erfahrungen von Selbstwirksamkeit und altersgerechter Beteiligung. Die Kinder passen sich solch ungünstigen Umständen häufig an, oft auf Kosten ihrer altersgerechten Entwicklung. Wenn die Kinder schliesslich in Pflegefamilien kommen, geht es für sie vorerst wieder um Anpassung, nämlich jetzt an das Leben in der Pflegefamilie.

Kinder partizipieren lassen statt Anpassung zu fördern

Die Anpassungsleistungen, die Pflegekindern durch ihre Lebensumstände abverlangt wird, kann zu Überanpassungen führen. Pflegeeltern und Fachpersonen interpretieren Überanpassung aber nach wie vor gerne als die Folge guter fachlicher Pflegeplatzentscheidungen sowie guter Betreuung und Erziehung der Kinder durch die Pflegeeltern. Der scheinbare Erfolg der Massnahme versperrt den Blick auf das, was - nicht nur in den ersten Phasen des Pflegeverhältnisses – pädagogisch dringend notwendig wäre, nämlich die Förderung der Selbstwirksamkeitserfahrungen und der Partizipation des Kindes.

Überanpassungen haben einen hohen Preis: Das Kind lernt nicht, darauf zu vertrauen, dass seine Bedürfnisse gesehen und ernst genommen werden und seine Beteiligung etwas bewirken kann. Wenn es mit der Anpassung dann aber nicht mehr klappt, sind sowohl die Kinder wie die Erwachsenen überfordert.

Eine Kultur der Selbstwirksamkeit und Beteiligung aufbauen

Kinder haben Partizipationsrechte. Sie müssen miteinbezogen werden, wenn sie von Entscheidungen betroffen sind. Die Platzierung in eine Pflegefamilie ist ein besonders schwerwiegender Entscheid.

Erwachsene unterschätzen häufig die Fähigkeiten des Kindes, sich in Fragen, die es betreffen, eine Meinung zu bilden und Wünsche zu formulieren. Es wird über die Köpfe der Kinder hinweg entschieden und ihnen damit eine wichtige Erfahrung von Beteiligung vorenthalten. Deshalb ist es nicht erstaunlich, wenn Pflegekinder ihre Bedürfnisse oder ihr Unwohlsein im Verlaufe einer Pflegeplatzierung mit Verhaltensschwierigkeiten äussern.

Damit Kinder lernen, sich Gehör zu verschaffen, braucht es viel Vorarbeit. In der Wissenslandschaft Fremdplatzierung (www.wif.swiss) wird gefordert: «Damit das Recht der Betroffenen auf Mit- und Selbstbestimmung und persönliche Entfaltung eingelöst wird, müssen Platzierungs- und Betreuungsprozesse durch eine umfassende Kultur der Beteiligung und Mitbestimmung geprägt sein». Wie könnte eine solche Kultur aussehen? Was bedeutet das für den pädagogischen Alltag?

Den Alltag für Erfahrungen von Selbstwirksamkeit nutzen

Sich als selbstwirksam zu erleben, ist ein zentraler Bestandteil kindlicher Lern- und Sozialisationsprozesse. Partizipation setzt Selbstwirksamkeitserfahrungen voraus und ermöglicht gleichzeitig neue Erfahrungen von Selbstwirksamkeit. In qualitativ guten Kindertagesstätten gehören Partizipation und die Ermöglichung von Selbstwirksamkeitserfahrungen zum pädagogischen Konzept.

Im Alltag von Pflegefamilien gibt es unzählige Gelegenheiten, wo ein Kind sich selbstwirksam erfahren kann. Wichtig ist, dass Pflegeeltern diese alltäglichen Situationen als Chancen für das Kind erkennen und ihr pädagogisches Handeln entsprechend ausrichten. Denn sie begleiten Kinder, deren erste Erfahrungen gerade nicht von Selbstwirksamkeit und von Beteiligung geprägt sind. Bis die schwierigen Vorerfahrungen der Pflegekinder überschrieben und die Kinder diesbezüglich «nachgereift» sind, braucht es Zeit und Geduld, über die Kleinkinderjahre hinweg.

Beginnen lässt sich im Kleinen, zum Beispiel am Familientisch. Fragt man Eltern nach ihren Werten und Spielregeln im Zusammenhang mit Essen, wird es interessant, denn die Selbstbestimmung der Kinder wird dabei oft sehr eingeschränkt.

Druck und Manipulation beim Essen sind in den Familien verbreitet und werden kaum hinterfragt. Exemplarisch dafür steht, dass vielen Kindern nicht zugetraut wird, sich die Speisen aus dem von den Eltern angebotenen Essen selber auszuwählen. Ebenso vertrauen Erwachsene zu wenig darauf, dass Kinder selber regulieren (lernen) können, wie viel Essen sie brauchen. Während die Erwachsenen kleine Kinder beim Gehenlernen ermuntern und sie nicht kritisieren, wenn sie dabei hinfallen, sind sie beim Essen weniger tolerant für Versuch und Irrtum der Kinder.

Pflegekinder haben, was die Ernährung betrifft, oft in prekären Situationen gelebt. Selbstregulation beim Essen kann nicht lernen, wer zu wenig zu essen bekommt oder in sehr angespannten Situationen essen muss. Gerade für diese Kinder ist es besonders wichtig, in einem wertschätzenden Rahmen und mit präsenten Erwachsenen ihre persönlichen Erfahrungen mit Essen, mit Düften und Geschmäckern und mit ihrem Sättigungsgefühl machen zu können. Genauso wichtig ist, dass sie mitentscheiden können, was sie essen. Und dies ohne Druck und ohne Manipulation, sondern mit respektvoller, unterstützender Begleitung.

Erfahrungen von Selbstwirksamkeit in den Übergängen ermöglichen

Die Forschung zu Abbrüchen von Pflegeverhältnissen zeigt, dass Übergänge oft nicht oder nur wenig gestaltet sind. Es fehlt die Orientierung über Abläufe und es mangelt an Ritualen. Ähnlich sieht es oftmals beim Beginn von Pflegeverhältnissen aus. Aus der Not heraus - oder dem mangelnden Bewusstsein für die Wichtigkeit der Übergangsgestaltung - finden die Übergänge oft sehr schnell statt.

Es ist wichtig, speziell auf die Gestaltung der Übergänge zu achten, denn Pflegekinder bringen bereits belastende Vorerfahrungen mit Übergängen mit. Abrupte Trennungen von Bezugspersonen, unerwartete Wechsel von Örtlichkeiten und Gewohnheiten können zu Situationen von Ohnmacht und Hilflosigkeit führen. Das beeinflusst zukünftige altersspezifische Übergänge: Für Pflegekinder können zum Beispiel die Übergänge von Schulstufe zu Schulstufe zu grösseren Herausforderungen werden als für andere Kinder. Zudem wird das Pflegekind durch weitere Übergänge gefordert, die leiblichen Kindern nicht zugemutet würden: Von der Pflegefamilie in die Herkunftsfamilie und wieder zurück in die Pflegefamilie und von der Pflegefamilie in eine Entlastungsfamilie, in der das Kind gelegentlich Wochenenden verbringt, und von dort direkt ins Sportlager usw.

Übergänge sind nicht nur das Hier und das Dort, sondern ebenso das Dazwischen, nämlich die Brücke zwischen dem Hier und dem Dort. Über diese Brücke zu gehen, auf die eine und dann wieder auf die andere Seite, löst bei Pflegekindern nicht selten Krisen aus in Form von Aggression, Verweigerung oder Regression auf eine frühere Altersstufe. Oft werden die Schwierigkeiten dann dem «Dort» zugeschrieben und der Verdacht wächst von Mal zu Mal, auf der anderen Seite der Brücke sei etwas nicht in Ordnung.

Hier lohnt sich der Blick auf den Übergang selber. Wer selber nicht schwindelfrei ist, weiss, was es bedeutet, über eine Hängebrücke zu gehen. Es braucht grosse Überwindung und Unterstützung. Vielleicht hilft ein vertrauter Menschen vor und hinter sich oder eine Art Talisman in der Hand. Wenn Kinder Übergänge bewältigen müssen, ist eine gute vorgängige Orientierung des Kindes einerseits und das Erleben von Partizipation andererseits wichtig. Die Reise zum anderen Ort kann mit dem jungen Kind im Voraus gespielt werden. Ein «Fotoroman» kann die Menschen und Stationen zeigen, denen das Kind dabei begegnet. Zusätzlich zur besseren Orientierung soll das Kind im Übergang selbstwirksam sein können. So macht es für das Kind einen Unterschied, ob es mit einer Tasche Ersatzkleider ins Auto gesetzt, angegurtet und zum Besuch bei der Mutter gefahren wird oder ob es sein Lieblingskuscheltier und sein Lieblingspyjama auswählt, selber ins Auto steigt, sich selber angurtet und die Musik für den Weg selber aussucht. Selber etwas bewirken können in Übergängen, auch wenn es nur etwas Kleines ist, bewahrt vor Hilflosigkeit und Ohnmacht. Das stärkt das Kind in seiner Selbstwirksamkeitserfahrung.

Vom Tag in die Nacht und von der Nacht in den Tag, von zu Hause in die Schule und von der Schule wieder nach Hause: Die scheinbar kleinen, alltäglichen Übergänge sind für Kinder oft anspruchsvoll. Aber sind sie das nicht auch für uns Erwachsene?

In Pflegefamilien sind gerade die kleinen Übergänge oft störungs- und konflikthanfälliger und belasten den Familienalltag. «Übergangs-kompetenter» werden Pflegekinder durch die Erfahrung der Selbstwirksamkeit als Folge von gelungener Partizipation. Besonders hilfreich erweist sich, wenn Pflegekinder gut orientiert sind, was sich wann abspielt, und sie nicht «überfallen» werden von Aufforderungen gestresster und vielbeschäftigter Erwachsener. Oft brauchen Pflegekinder mehr Begleitung und Präsenz als andere Kinder, um zum Beispiel auf den Schulweg zu gehen. Dabei bedeutet dies gerade nicht, dem Kind alles abzunehmen, sondern da zu sein und emotional präsent zu sein. So entsteht im Kind über die Zeit das Vertrauen, dass es den Übergang schafft. Die regelmässigen, natürlichen Übergänge des Alltages sind also wichtige Felder für Selbstwirksamkeitserfahrungen.

Mit Biografiearbeit eine Grundlage für Beteiligung schaffen

Eine wichtige Voraussetzung für Partizipation fehlt noch. «Wer nicht weiss, woher er kommt, weiss auch nicht, wohin er geht», sagt ein Sprichwort. Biografiearbeit hilft Pflegekindern, ihre Lebenssituation zu verstehen. Dieses Verständnis ermöglicht dem Pflegekind, sich „informiert“ an Entscheidungen zu beteiligen, die es direkt betreffen wie zum Beispiel die Regelung von Besuchskontakten oder die Frage, ob sein Lebensmittelpunkt in der Pflegefamilie bleibt oder ob es in die Herkunftsfamilie zurückkehrt.

Kinder wissen oft wenig darüber, warum sie in einer Pflegefamilie leben. Das Wissen um die eigene Geschichte leistet einen konstruktiven Beitrag zum Selbstbild des Kindes. Das „Warum kann ich nicht bei meinen Eltern aufwachsen?“ muss beantwortet sein und zwar so, dass das Kind sich gesehen, wertvoll und verbunden fühlt. Hat ein Kind auf diese Frage keine oder ungenügende Antworten erhalten, wird es sich möglicherweise schuldig oder nicht liebenswert erleben oder sich verantwortlich dafür machen, wie es seinen Eltern geht oder vielleicht sogar wie es seinen Pflegeeltern geht.

Biographiearbeit erfolgt mit dem Kind zusammen. Sie berücksichtigt sein Tempo und seine Interessen. Sie beinhaltet nicht einfach Fakten, welche die Geschichte des Pflegekindes aufdecken, sondern sie ist immer die gemeinsame respektvolle Einbettung seiner Geschichte in die Geschichte seiner Familie mit ihren Belastungen und mit ihren Ressourcen. Dadurch lernt das Kind seine Vergangenheit mit der Gegenwart und seinem Selbstbild verknüpfen.

Ziel der Biografiearbeit ist die Stärkung und die Stabilisierung des Kindes als einzigartiges Wesen, mit dem, was ihm seine Eltern mitgegeben haben und dem, was ganz ihm eigen ist. Biografiearbeit hilft ihm auch zu verstehen, was die Aufgaben und die Rollen seiner Eltern und der Pflegeeltern sind. Sie schafft eine innere

biografische Landkarte für vertraute und sichere Landschaften, für noch wenig bekannte Territorien und für riskante Gebiete.

Dokumente, die seine Geschichte bezeugen und illustrieren – zum Beispiel ein Lebensbuch - bilden die äussere Landkarte, die das Kind bei Bedarf konsultieren kann, um sich in der Vergangenheit und in der Gegenwart zu orientieren. Erst jetzt kann das Kind eigenständig bei der «Reiseplanung» partizipieren.

Eine eigentliche Pflegekinderpädagogik entwickeln

Eine gute Pflegekinderpädagogik basiert auf einer durchgängigen Kultur der Beteiligung. Beim Essen entscheiden, was man mag, selbstwirksam sein bei den kleinen und grossen Übergängen, die Wahrheit über seine Herkunft kennen: Das sind nur ein paar Möglichkeiten, wie bereits ganz kleine Kinder Partizipation lernen können, wenn sie darin feinfühlig begleitet werden.

Selbstwirksamkeit und Beteiligung sind Lernprozesse über die ganze Zeit des Aufwachsens hinweg. Irrtümer und Fehler von Jugendlichen bei grösser werdender Selbstverantwortung wie dem Umgang mit Geld, Genussmitteln und Ausgang lassen sich nicht vermeiden, sondern sind Teil dieses Prozesses. Wichtig ist, dass die Erwachsenen die Nerven behalten, beharrlich bleiben und sich gegenseitig und das Pflegekind unterstützen. Das heisst auch, an Pflegekinder im Jugendlichenalter nicht die grösseren Anforderungen zu stellen – wie «es geht nicht an, dass ein Pflegekind kifft, diese Verantwortung können wir nicht tragen, da braucht es eine Institution» - als man sie an die leiblichen jugendlichen Kinder stellen würde. Wer Selbstwirksamkeit und Partizipation von Anfang an gefördert hat, kann zuversichtlich sein, dass das Kind auch in den neuen Lebensbereichen «gehen lernt».

Forschungsbefund: Pflegekinder wollen ihre Zugehörigkeiten wählen

Sicht aus der Praxis: In den vorliegenden Forschungsinterviews äussern Pflegekinder deutlich und dringlich ihre Bedürfnisse nach Zugehörigkeit bzw. Nicht(mehr)zugehörigkeit. Sie wollen ihre Zugehörigkeit selber wählen, sie wünschen aufgenommen und angenommen zu sein, sie möchten sich wohl und „zu Hause“ fühlen. Diese Zugehörigkeit bzw. die Sicherheit dazuzugehören testen sie, manchmal in einer Art und Weise, die ihr Umfeld herausfordert und an die Grenzen bringt.

Zugehörigkeit und Normalität wollen

Die befragten Pflegekinder verbinden Zugehörigkeit meistens mit Normalität, nämlich ein „normales Kind“ oder ein Mitglied einer „normalen, richtigen“ Familie zu sein. Sie erwähnen indessen unterschiedliche Zugehörigkeitsvorstellungen: Sich einem einzigen, sich mehreren oder sich keinem elterlich-familiären System oder sich einem Peergruppensystem zugehörig zu fühlen. Auch hier ist ihnen die selbstbestimmte Wahl wichtig. Etliche Pflegekinder wünschen dennoch auf der Suche nach Zugehörigkeit unterstützt zu werden, generell, oder spezifisch bei den Übergängen zwischen Systemen (zum Beispiel zwischen Herkunfts- und Pflegefamilie) oder damit sie nicht den Spannungsfeldern ihrer Systeme ausgesetzt sind.

Zugehörigkeit als Aushandlungsprozess gestalten

Die einzelnen Pflegekinder variieren in ihren Bedürfnissen bezüglich Zugehörigkeit. Im Gegensatz dazu vertreten viele Pflegeeltern, die meisten Herkunftseltern und etliche Fachleute eindimensionale und eigenmächtigere Vorstellungen von Zugehörigkeit. Sie fordern zum Beispiel ein, dass sich das Pflegekind zu den pflegefamiliären oder herkunftsfamiliären Werten bekennt und anpasst. Oder Professionelle interpretieren einen Loyalitätskonflikt oder eine Bindungsstörung, wenn das Kind mehrfache oder wechselnde Zugehörigkeiten lebt. Dabei bedenken Erwachsene oft zu wenig, dass Zugehörigkeit und Normalität verschiedene, wechselnde Facetten haben kann. Durch gelebten Alltag, mittels gegenseitigen Interaktionen und mittels wechselseitigen Bezogenheiten entsteht Zugehörigkeit und die diesbezügliche vertrauensvolle Gewissheit. Familienzugehörigkeit ist ein gegenseitiger, partizipativer Aushandlungs- und kontinuierlicher Schaffensprozess. Solches zeigt sich u.a. deutlich in engeren oder loserem Zugehörigkeiten nach einem Austritt aus der Pflegefamilie (K. Wolf in diesem Band). So können nach hart erlebten

Trennungen Kontakte und Zugehörigkeitsgefühle zu einzelnen Pflegefamilienmitgliedern bestehen, sich neu beleben oder werden vom oder zum Pflegekind nach einiger Zeit wiederaufgenommen.

Diese manchmal unsicheren, manchmal wechselseitig unausgewogenen Zugehörigkeits- und Normalitätsbalancen können beim Pflegekind u.a. folgende Phänomene hervorrufen: Den Kontakt zum Herkunftssystem nicht pflegen wollen, sich nicht ganz heimisch fühlen in der Herkunfts- oder Pflegefamilie, sich in der Schule anders oder als „Aussenseiterin/Aussenseiter“ bewegen und empfinden, keine Stellung beziehen bei gegensätzlichen Normen verschiedener Systeme oder wenn sich Bezugspersonen streiten.

Empfundene Zugehörigkeiten als existentielles Bedürfnis beachten

Auf Grund ihrer „nicht normgerechten und nicht selbstverständlichen“ Biographie, ist es verständlich, wenn Pflegekinder unsichere Zugehörigkeit empfinden, ihr Dazugehören mitbestimmen wollen und mit endlichen, abbrechenden Beziehungen rechnen – oder rechnen müssen, zum Beispiel bei Rück- oder Weiterplatzierung. In einer Familie zu leben und als Mitglied kündbar zu sein ist eine existentielle Irritation. Aber all dies ist noch kein Hinweis auf einen Loyalitätskonflikt oder eine Bindungsstörung, sondern braucht feinfühliges Begleitung und Lösungssuche mit dem Kind, braucht partizipatives Entwickeln und Erleben von Zugehörigkeiten. Auch „biographisch-leiblich-gebundene“ Kinder können sich ihrer Familie wenig zugehörig und fremd fühlen. Ihnen werden diese Zuschreibung nicht zuteil.

Zuschreibungen sind nicht hilfreich

Wenn die oben aufgezählten Phänomene auftauchen, sollte das für Erwachsene ein wichtiges Signal sein, die Dynamiken verschiedener Systeme und deren Ansprüche zu beobachten. Oder es kann eine wichtige Aufforderung sein, das Kind nach seinem Empfinden von Zugehörigkeiten, nach seinem Bedürfnis nach Geborgenheit, Schutz, Verstanden- und Angenommen-Werden zu befragen. Es kann erwogen werden: Werden diese Phänomene psychologisierend dem Kind zugeordnet oder liegen sie eher an der noch nicht gelungenen Partizipation und an den noch fehlenden Entwicklungsschritten im Pflegesystem? Können sich die beteiligten Erwachsenen noch nicht passend auf das Kind einlassen? Und könnten nicht gerade diese Entwicklungsleerstellen (vgl. den Artikel von C. Bombach / D. Reimer und den Artikel von Gabriel in diesem Band) bei Pflegekindern das Gefühl, nicht erwünscht zu sein, sich nicht zugehörig zu fühlen, hervorrufen?

Phasen und widersprüchliche Gefühle gehören dazu

Um sich auf eine neue familiäre Welt einlassen zu können, durchlaufen Pflegekinder verschiedene Gefühle wie zum Beispiel Trauer, Resignation, Verzweiflung, Wut, Beruhigung, Zufriedenheit, Glück sowie Phasen von Überanpassung bis zur offenen Opposition. All dieses Erleben und Handeln kann als wichtige Auseinandersetzung mit den Themen Integration und Zugehörigkeit verstanden werden. Wir empfehlen Pflegeeltern und Fachpersonen - genauso vielfältig wie Pflegekinder und Pflegejugendliche es tun - verschiedene, wechselnde Arten und Phasen von Zugehörigkeiten und unterschiedliche Grade der Integration zuzulassen und zu fördern.

Flexible Gestaltungen basieren auf einer „inneren Haltung“

In unserer Praxis unterscheiden wir eine Mehrfachzugehörigkeit des Erscheinungsbildes und eine der „inneren“ Haltung. Im Erscheinungsbild scheint die Realität einer Mehrfachzugehörigkeit - wie zum Beispiel in Patchwork- und anderen Familienformen - in der Pflegehilfe langsam anzukommen. Die Variationen der Zusammenlebensformen haben sich in den letzten 10 Jahren erweitert. Alleinerziehende, Regenbogenfamilien, kinderlose Paare, unverheiratete Paare, Mehrelternverbände etc. sind schon Pflegeeltern geworden. Zudem werden die „abgebenden Herkunftseltern“ heute meist gut einbezogen und partiell eingebunden. Aber das prägende Bild der nahen Vergangenheit, nämlich der ausschliesslichen Vater-Mutter-Kinder-Familie, wirkt als Normalitätsideal latent und beim Matching der Pflegefamilien oft explizit nach. Vermutlich aus einem gewichtigen Grund: Pflegekinder wünschen sich - aus ihren gebrochenen Biographie heraus - häufig eine solche „normale“ bzw. traditionelle Familie. Hier kommt für uns die „innere“ Haltung ins Spiel. Unabhängig davon, ob eine traditionelle oder eine andere Familienform für das Pflegekind gesucht wird, geht es darum, wie Pflegeeltern und Fachleute mit dem Pflegekind zusammen eigene Wege von Normalität und passender (Mehrfach)Zugehörigkeiten zu erfinden versuchen. Wie können stigmatisierende Zuschreibungsprozesse gestoppt werden, wenn sich ein Kind in Spannungsfeldern von Zugehörigkeiten und von vielfältigen Normalitätsanforderungen verstrickt fühlt? Anstelle von Wertungen wie „das Kind hat einen

Loyalitätskonflikt“ oder „das Kind ist unruhig, instabil und verhaltensauffällig“ oder „es braucht einen Kontaktabbruch, damit sich das Kind integrieren kann“ oder „die Pflegefamilie ist nicht belastbar“ könnte die Frage stehen: Erlernt das Kind gerade jetzt die erforderliche Kompetenzen für seine individuelle Art der Integration und Zugehörigkeit? Und: Wie können Pflegeeltern und Fachleute dies als Entwicklungschance, als Beitrag aufgreifen, „eine passende Pflegefamilie zu werden und spezifische Zugehörigkeiten zu leben“?

Passung ermöglichen

Wie der Begriff Heimat ist der Begriff Zugehörigkeit in heutigen Gesellschaften vielschichtig und mehrdimensional. Zugehörigkeit bezieht sich nicht nur auf verschiedene Personen oder unterschiedliche, menschliche Bezugssysteme. Sie umfasst kulturelle, soziale, wirtschaftliche, geographische, weltanschauliche Bezüge etc. und beinhaltet durchaus auch fiktive Zugänge (Engel, Verstorbene usw.) oder ordnet sich digitalen Räumen (soziale digitale Foren, „Freunde“, Influencer etc.) zu. Mehrfachzugehörigkeiten, Teilzugehörigkeiten, Nichtzugehörigkeiten bestehen und lösen sich ab, sind ein variables Geflecht oder ein Zuschneiden im Spannungsbogen von Integration bis Nichtintegration. Vor diesem Hintergrund ist es hilfreich, die Zugehörigkeitsbedürfnisse von Kindern von Zeit zu Zeit zu erfragen. Ihnen sind verschiedene Formen und Grade von Zugehörigkeit zuzugestehen und mit ihnen zusammen zu gestalten. Ebenso sollten Pflegeeltern sich dieser Vielfalt bewusst sein und sich schon vor einer Pflegekindaufnahme überlegen: Welche „Familienintegration“ setzen sie voraus; wie laden sie das Kind ein, dazuzugehören; wie und wie weit lassen sie das Kind selbstbestimmt mitwählen; was tun sie, wenn ein Kind sich nur teilweise oder wenig in die bisherige Familienkultur integriert? Und letztlich: Wie wird die weitere Zugehörigkeit gelebt, wenn das Kind auszieht, sei es gewollt oder sei es ungewollt? Zu idealistische, zu normative, zu ideologische Bilder von Zugehörigkeit und Familie sind eine krisenanfällige Hypothek. Uns scheint notwendig, dieses Thema im Sinne von Zugehörigkeitslandschaften - als Haltung und konkrete bildhafte Methode – im gesamten Prozess des Aufwachsens wachzuhalten und flexibel anzugehen.

Wählbarkeit unterstützt Kompetenz und ist gelebte Partizipation

In komplexen Gesellschaften ist Mehrfachzugehörigkeit eine unabdingbare Erfordernis und die Wählbarkeit des Integrationsgrades eine demokratische Grundlage. Wie weit wir uns „Fremdem und Ungewohntem“ zuwenden und solches nicht nur als Erschwernis, sondern auch als Herausforderung annehmen prägt den Umgang mit „anderen“ Menschen. Wie Integration gelingen kann ist eine gesellschaftspolitische und in der Pflegekinderhilfe auch eine pädagogische Aufgabe. Offenkundig ist, dass ein Pflegekind viele Integrationsanforderungen zu bewältigen hat und darin zu unterstützen ist seine Auffassung von Normalität; seine Arten von Zugehörigkeit zu entwickeln. Darin hat es eine eigenständige Freiheit und seine Partizipationsrechte.

In flüchtige Heimaten leben?

Das Pflegekind kann als migriertes und migrierendes Wesen betrachtet werden. Es ist ein Mensch, um es mit einer Metapher zu umschreiben, der aufbrechen musste und noch keine gültigen Heimaten gefunden hat, der sucht, seinen Koffer vielleicht nur abstellt oder kurz auspackt, der weitergeht und weitersucht, der sich irgendwann dennoch verwurzelt oder vielleicht gekonnt in „flüchtigen Heimaten“ (Rolf Hermann) lebt.

Forschungsbefund: Kontinuierliche Matchingprozesse dienen dem Pflegekind und seiner Entwicklung

Matchingprozesse im Vorfeld einer Platzierung fördern die Passung

Matching ist ein partizipativer, fortlaufender Prozess, der die Perspektiven verschiedenster Beteiligter berücksichtigt und verbindet. Er dient dem Kind und seinem guten Aufwachsen.

Matchingprozesse für Pflegeplatzierungen müssen gründlicher und umfassender sein als für Heimplatzierungen, da noch wenig standardisierte Qualitätskriterien bestehen und private Systeme davon „betroffen“ sind. Familien funktionieren nämlich einerseits nach eigenen Gesetzmässigkeiten und sind von aussen nur beschränkt beeinflussbar. Andererseits können sie den Ausfall von Betreuungspersonen durch Überlastung, Krankheit oder Trennung oft nur schwer kompensieren.

Ein Matchingprozess beginnt vor einer Pflegekindplatzierung, nämlich mit der Eignungsabklärung der Bewerberinnen und Bewerber für eine Aufnahme und für das Zusammenleben mit einem Pflegekind. Gleichzeitig geht es darum, ob die begleitende Organisation der Pflegekinderhilfe und die Pflegeeltern zueinander „passen“. Zusätzlich wünschenswert ist es, das Zusammenspiel von professionellen Begleiterinnen und Begleitern und der zukünftigen Pflegefamilie zu untersuchen und zu klären.

Wenn die Eignungsabklärung positiv verlaufen ist, kann der Matchingprozess mit und für ein „reales“ Pflegekind starten. Leider oft missachtete Grundlagen des Matchingprozesses sind strukturelle Fragen: Die Bedürfnisse des einzelnen Kindes dürfen nicht zu sehr von den Bedürfnissen eines anderen Kindes konkurrenziert werden. Gewisse Verhaltensmuster und biographische Beeinträchtigungen eines Pflegekindes bringen das Risiko mit sich, dass bei Pflegeeltern und/oder bei ihren Kindern eigene Belastungen aktiviert werden. Darum braucht es sorgfältige Abklärungen der schwierigen Lebensereignisse und der Belastungen des Pflegekindes, der Pflegeeltern und ihrer Kinder. Weiter sollen Kompetenzfaktoren der Pflegeeltern, zum Beispiel deren Flexibilität in Erziehung und Weltbild in Bezug auf die Geschichte und das Verhalten dieses Pflegekindes ohne Handlungsdruck erkundet und reflektiert werden.

Fragen zur Vorgeschichte des Kindes beeinflussen ebenso die Passung für eine Aufnahme: Was ist schon klar oder wird noch abgeklärt über die Biographie des Pflegekindes, sein Leben und sein Bezug zum Herkunftssystem? Welche Lösungsversuche und „Platzierungsprozesse“ fanden schon statt und welche Lehren für die Zukunft sind daraus zu ziehen?

Matchingprozesse fehlen häufig oder genügen nicht

Im „Matching-Artikel“ (C. Bombach/K. Wolf in diesem Band) wird aufgezeigt, welche konzeptionellen Leerstellen Matchingprozesse bei familiären Platzierung vielfach aufweisen. Häufig fließt wenig Fachwissen in die Wahl von Pflegefamilien ein. Dazu kommt, dass Pflegefamilien meist wenig Unterstützung im Transformationsprozess des „Pflegefamilie-Werdens“ bekommen. Fehlende oder rudimentäre Matchingprozesse setzen indessen Kinder vermehrt Konflikten aus und vergrößern das Risiko von Pflegeplatz-Abbrüchen. Oft geschieht die Platzierung als behördliches Legitimieren der Arrangements, die bereits von den Beteiligten eingerichtet sind.

Einige Organisationen der Pflegekinderhilfe haben indessen weit fortgeschrittene und standardisierte Matchingprozesse entwickelt.

Beispiel eines praxisfundierten Matchingprozess-Modells:

Seit vielen Jahren führen wir im Auftrag von Organisationen der Pflegekinderhilfe Eignungsabklärungen durch. Ziel ist nicht nur, die Eignung der Bewerbenden für ein Pflegekind zu klären, sondern auch die Eignung der Bewerbenden für die Zusammenarbeit mit einer Organisation. Zudem ist wichtig, dass in diesem Prozess die Organisation und die Bewerbenden gegenseitig die Passung klären.

(Diese „Matchingprozesse“ fanden an drei zweitägigen Wochenenden, mit acht bis zehn Pflegeelternbewerbenden und zwei bis drei Organisationsmitarbeitenden statt.)

Die Kernelemente werden im folgenden beschrieben. Ein wichtiges Merkmal ist die Mehrstufigkeit des Prozesses: Wissensvermittlung, Information, Abklärung, Kompetenzerwerb und Trainings werden vielschichtig miteinander verwoben. Jederzeit können klärende Gespräche zwischen Bewerbenden und Organisation einberufen werden. Ein Ausstieg aus dem Prozess oder eine Absage ist immer möglich. Die Eignung wird unter verschiedensten Blickwinkeln transparent untersucht. Ganz wichtig sind Beobachtungen an den Kurstagen und in den Einzelgesprächen: Wie nehmen Bewerbende Impulse und Feedback auf, was entwickeln sie daraus, wie lassen sie sich berühren, welche Fragen entstehen für sie?

Weiter sind Besuche von jeder Bewerberin/jedem Bewerbungspaar in einer aktiven Pflegefamilie wichtig, bei dem über Schönes, Schwieriges, Belastungen, Phasen, Fragen etc. geredet werden kann. Und ein Hausbesuch von Mitarbeitenden der Organisation gibt Einblick in die Lebenssituation. Dies zeigt bereits, dass eine Eignungsabklärung wenn immer möglich Raum für Entwicklung und die Integration von neuen Erkenntnissen enthalten muss.

Wie in sogenannten „Vorbereitungskursen“ üblich werden Informationen und pflegekinderhilfe-spezifisches Wissen vermittelt. Das umfasst rechtliche Fragen (Rechte und Pflichten von Pflegeeltern/Herkunftseltern/

Beiständen, Pavo, Kinderrechte), beinhaltet die Zuständigkeiten und Entscheidungsmacht im Netzwerk der Pflegekinderhilfe und klärt Auftrag, Unterstützungsangebote der begleitenden Organisation und deren Anstellungsbedingungen für Pflegeeltern.

Der Kern des Matchingprozesses sind aber die Passung insgesamt, das pflegeelterliche Kompetenztraining und entwicklungsorientierte Fragestellungen. Die aus unserer Erfahrung wichtigsten methodischen Elemente werden nun herausgegriffen:

Alle Bewerbenden schreiben einen eigenen Lebensbericht. Der Bericht soll Einblick geben in die Herkunftssituation der Pflegeeltern und soll klären, welchen Umgang sie damit gefunden haben und wie sie ihre eigenen Erfahrungen reflektieren. Zusammen mit dem persönlichen Genogramm ist dies eine Grundlage, um Ressourcen, um Umgangsmuster mit kritischen Lebensereignissen und schwierigen Gefühlen, um Belastungsgrenzen und Konfliktstabilität zu erforschen. Kurze Filmsequenzen geben einen Einblick in die Interaktionsqualität der zukünftigen Pflegeeltern mit Kindern. Idealerweise wird am Familientisch gefilmt oder beim gemeinsamen Spiel. Die verständliche Hürde, sich zu filmen und diese Filme zur Analyse zur Verfügung zu stellen ist dank den neuen Technologien in den vergangenen Jahren stark gesunken. Die Filmsequenzen werden analysiert und vertieft. Hilfreiche Interaktionssequenzen zwischen Eltern und Kind werden ausführlich gewürdigt und aufgezeigt, warum dieses Verhalten der Pflegeeltern sich auch auf die Begleitung von Pflegekindern positiv auswirkt. Eine weiterer Zugang ist, kindesgerechtes Sprechen und achtsames Zuhören zu üben und Partizipationsmöglichkeiten des Kindes (auch der eigenen Kinder im Aufnahmeprozess) zu reflektieren.

In Gesprächen werden zudem Handlungsfragen zu Erziehung und zu Integration, Verstehen von schweren Lebensereignissen und „schwierigen Verhaltensweisen“ des Kindes sowie Kooperation mit anderen Akteurinnen und Akteuren anhand von konkreten Fallbeispielen erhoben und kommentiert. Welchen Sinn macht es für Bewerbende ein Kind aufzunehmen und aus welchen Motivationslagen heraus? Und was ist bei „Scheitern“, wenn „es“ nicht mehr geht oder eine ungewollte Änderung von aussen „erzwungen“ wird?

Elterliche Kompetenzen und Haltungen wie zum Beispiel: Offenheit, Feinfühligkeit und (Beziehungs- und Rollen-)Flexibilität, Umgang mit Fremdem und Zugehörigkeiten, Durchhaltewillen etc. werden untersucht und diskutiert. Und wie würde sich all dies im konkreten Familienalltag zeigen? Systemische Strukturaufstellungen ermöglichen aktuelle Auswirkungen bei der Aufnahme eines Pflegekindes probeweise zu erkunden und bewertungsfreie Wahrnehmungsfähigkeit zu schulen.

Zuletzt wird Unterstützung geboten für ein konkretes Angebote der Pflegeeltern: Was können wir einem Pflegekind bieten, was können wir ihm nicht bieten? Was macht uns und unser Alltagsleben aus? Wie wollen wir unterstützt werden und zusammenarbeiten usw.?

Fortlaufendes Matching von Anfang an, während und nach der Platzierung ist unabdingbar für ein gelingendes Aufwachsen

Eine langjährige Matchingprozessgestaltung braucht auf der Seite der involvierten Fachleute spezielles Wissen und umfassende Fähigkeiten: Dazu zählen einfühlsam beobachten und situationsbezogen unterstützen zu können. Werden frühzeitig hinderliche Phänomene wahrgenommen und respektvoll angesprochen, können Überlastungen der Pflegefamilie und Eskalationen vermieden werden. Es braucht zudem Reflexionsvermögen und einen guten Überblick über die Verlaufsgeschichte sowie die Bereitschaft, die Pflegeeltern einzubeziehen und das Pflegekind weitreichend zu beteiligen.

Jedes Standort- oder Auswertungstreffen im Netzwerk sollte einen Matchingprozess beinhalten und ein gutes Zusammenspiel für das Kind wahren oder anstossen. Das heisst dafür zu sorgen, den rekapitulierenden, informationszusammenführenden Austausch deutlich zu übersteigen (siehe Abschnitt Konflikt-, Krisenverständnis: Eskalationen frühzeitig angehen). Es geht jedes Mal darum zu reflektieren, ob und wie die Passung Pflegekind-Pflegefamilie wirkt, wie das platzierte Kind dies sieht und ob und wie das Netzwerk ein gutes und sicheres Aufwachsen des Kindes unterstützt.

In Krisen oder bei Umplatzierungen ist Matching unabdingbar, um die Belastungen des Pflegekindes zu mindern und ihm neue, gute Chancen des Aufwachsens an einem ausdrücklich gewählten, anderen Ort zu bieten.

Wenn Krisen bewältigt sind, wenn Umplatzierungen stattgefunden haben oder ein Pflegekind erwachsen geworden ist, gehört zum Ende eines Matchingprozesses „Nachsorge“. Sie kann dem Kind und/oder den Pflegeeltern helfen zu bewältigen, einzuordnen, zu verarbeiten oder wertschätzend zurückzublicken. Für Fachleute ist eine solche nachträgliche Reflexion wichtig für ihre Expertise und die Qualitätssteigerungen in der Pflegekinderhilfe.

Forschungsbefund: Akteurinnen und Akteure der Pflegehilfe benötigen ein umfassendes Konflikt- und Krisenverständnis

Wahrnehmungsunterschiede werden durch negative Bewertungen spannungsreich. Spannungen, Konflikte und Krisen sind ein sich wiederholender Bestandteil eines jeden Menschenlebens. Obschon sie zu leidhaftem Erleben oder zu misslingenden Interaktionen führen, können sie Wachstumsimpulse und Entwicklungsschritte anstossen.

Vereinfacht gesagt hat jeder Mensch eine einzigartige Wahrnehmung, sei diese nun kulturell, (neuro)biologisch, mental oder psychisch hervorgerufen. Falls Wahrnehmungsunterschiede zwischen Menschen überhaupt ins Bewusstsein treten, entsteht dadurch nur selten eine nennenswerte Differenz. Eine wichtige Differenz entsteht dann, wenn negatives Empfinden aufkommt zum Beispiel im Sinne von „hier ist etwas nicht gut“ oder auf Grund der negativen Bewertung „so darf das nicht sein, so kann das nicht bleiben“. Spielt sich derartiges in Haltungen und in Verhaltensweisen der Akteurinnen und Akteure ab oder verfestigt sich diese Differenz in hemmenden Interaktionen zwischen Pflegeeltern und Fachpersonen oder Pflegekind und Pflegeeltern, dann braucht es – um die Entwicklung des Pflegekindes nicht zu gefährden – eine Reflexion dieser wechselseitigen Handlungsmuster, ein Verstehen der Beweggründe und eine Suche nach neuen Lösungen. Idealerweise sind diese spannungsgeladenen Unterschiede und diese negativen Bewertungen dialogisch und lösungsorientiert mit den Beteiligten anzugehen.

Wie es zu abruptem Entscheiden und Handeln kommt

In mehreren Artikeln dieses Buches wird aufgezeigt, dass auf Seiten der Erwachsenen solche Spannungs-, Konflikt- und Krisen-Phänomene zu wenig ernst genommen oder zu spät angegangen werden. Tendenziell wird zu lange ausgehalten, so lange bis ein hohes Eskalationsniveau erreicht ist. Dann wird vielfach von einer Akteursperson entschieden und abrupt gehandelt. „Plötzlich“ - insbesondere für Pflegekinder oder -eltern - ist ein Endpunkt erreicht, die Ressourcen für Neugestaltungen im bisherigen Kontext sind weggebrochen und es besteht kein „point of return“ mehr. Das Pflegekind „muss“ umplatziert werden. Das Kind kippt so aus der gewohnten Umgebung und aus seinen alltäglichen Beziehungen.

Wenn Eskalationen und negative Bewertung sich verfestigt haben und deshalb die Platzierung des Kindes tiefgreifend in Frage gestellt wird, ist es reichlich spät, über Spannungsfelder, Krisenhintergründe und deren Behebung zu reden. Konfliktdynamiken können kaum mehr erforscht, bisher erfolgreiche Bewältigungsstrategien können nicht mehr angewandt werden. Der Handlungsdruck verselbständigt sich.

Abschied, Übergang und Neuankommen gestalten

Deutlich anzumerken ist, wie die Forschungsergebnisse aufzeigen, dass eine sorgfältig reflektierte Weiterplatzierung oder eine häusliche Trennung von Pflegekind und -eltern der passende nächste Entwicklungsschritt sein kann. Dazu gehört indessen, das Kind einzubeziehen, den Abschied und Übergang zu gestalten und die gewachsenen Verbindungen sorgfältig zu beachten.

Anspruchsvoll ist es auch, nach Abbruch eines Pflegeverhältnisses, Pflegeeltern so zu begleiten, dass sie über ihre Verletzungen hinweg kommen und den Kontakt zum Kind in angemessener Form halten oder wiederaufbauen können.

Mögliche Eskalationen frühzeitig aktiv angehen

Einige Vorzeichen und Hintergründe von Wachstumsblockierungen und Eskalationen können sein:

- Pflegeeltern kann es schwer fallen, über schwierige und blockierte Alltagsabläufe zu reden oder um Unterstützung zu bitten. Wenn sie darüber oder über ihre Belastungen reden, befürchten sie von den Fachpersonen kritisiert oder als unfähige Pflegeeltern taxiert zu werden. Um dieses Risiko zu vermeiden,

braucht es regelmässigen, offenen, tragenden Austausch im Betreuungsnetz.

- Fachpersonen, insbesondere Beiständinnen und Beistände, können häufig auf Grund mangelnder zeitlicher Ressourcen erst in schwerwiegenden Situationen präsent sein. Das ist ein Grund, weshalb sie spät und ab und zu als Letzte über eskalierte Geschehnisse informiert und mit Forderungen konfrontiert werden.

- Die wiederkehrenden Standortsitzungen der Akteurspersonen werden zeitlich und organisatorisch meist ritualisiert, der Austausch über vergangene Ereignisse überwiegt. Die „Standortsitzungen“ enden meist ohne neue Erkenntnisse. Der Austausch über vergangene Ereignisse überwiegt. Es fehlt die Zeit oder der Wille, um andere, konkrete Ansätze zu entwickeln und deren Wirkung auszuwerten. So wäre es sinnvoller, das Zusammenarbeiten der Beauftragten zu reflektieren, den „Fall“ umfassend zu verstehen (siehe Artikel Reimer/Dittmann), sich auf kindeswohlbezogene Fragestellungen und innovative Ansätze zu fokussieren. Das schliesst die Würdigung von erfreulichen Fortschritten und bedenkenswerten Phänomenen mit ein.

- Die Sicht des Kindes, ohne Zweifel kein leichtes Unterfangen, muss häufig, regelmässig, vertieft und dabei kindesgerecht eingeholt werden.

- In allen Pflegeverhältnissen (insbesondere in der Verwandtschaftspflege) sollte eine kontinuierliche oder eine begründete punktuelle Unterstützung angeboten werden. Ein fortwährendes, mehrperspektivisches „Matching“ (siehe unter Matching in diesem Artikel) um das Pflegekind in seinem Aufwachsen zu unterstützen, ist unabdingbar und geschieht leider häufig erst im Spannungsfall.

- Wie die Forschungsergebnisse aufzeigen, werden Krisen-Ursachen zu wenig erkannt, zu wenig erforscht und zu wenig bearbeitet. Verallgemeinernde Sichtweisen wie: „Das kommt schon gut“; oder „das legt sich wieder“ sind nur unter bestimmten Bedingungen hilfreich. Sich andererseits auf das Pflegekind und dessen mögliche Störungen zu verengen, wird dem guten Aufwachsen des Kindes nicht gerecht.

Kinder in ihrem Partizipationswunsch ernst nehmen

Eine weitere Schwierigkeit besteht darin, dies zeigen die Forschungsergebnisse, dass Kinder sehr lange deutlich auffällige Verhaltensweisen zeigen müssen, bis sie gehört, gefragt und allenfalls verstanden werden. Wir fragen uns: Dürfen und können Pflegekinder das Bedürfnis anderswo aufzuwachsen einbringen oder sogar einfordern – ohne zu solchen Verhaltensweisen Zuflucht nehmen zu müssen? Und wie partizipieren sie dabei am Entscheidungsprozess und an der Auswahl des neuen Ortes? Hier sind Fachleute und Pflegeeltern aufgerufen aktiver zuzuhören, frühzeitig kindliche Zeichen von Nichtzugehörigkeit aufzunehmen und Kinder an Zukunftssichten und -lösungen zu beteiligen.

Krisen und Umplatzierungen setzen instabile Momente und heftige Prozesse in Gang. Im Gesamtverlauf von Kindheit und Jugend können sie indessen nachträglich als entwicklungsförderliches Ereignis gesehen und erlebt werden, vorausgesetzt, die Kinder werden sorgfältig einbezogen und es kommt nicht zu rigorosen Trennungen, plötzlichen und unverständlichen Austritten oder unbearbeiteten Brüchen.

Umfassende Möglichkeiten für Krisenfestigkeit schaffen

Folgende Vorkehrungen können einerseits das Kind und die Pflegeeltern besser vor tiefgreifenden Verletzungen und Abbrüchen schützen und andererseits ermöglichen, dass Bewältigungsstrategien in spannungsvollen Zeiten erlernt werden:

- Grundvoraussetzung zur Pflegeelternschaft ist eine offene, flexible Haltung, welche Spannungen und Krisen als unabdingbare, wiederkehrende Ereignisse im Lebenslauf annimmt. Mit Ambivalenzen, Widersprüchen und Mehrdeutigkeiten umgehen zu können vervollständigt diese Haltung. Ebenso braucht es elterliches Vermögen, geduldig dranzubleiben, bewusst experimentierend kleine, positive Wendepunkte im Alltag zu setzen und deren Wirkung zu beobachten.

- Eine Grundkompetenz von Pflegeeltern und Fachleuten ist Krisenfestigkeit sowie eine grundsätzlich offene Lösungssuche bei scheinbar „abwegigen“ Handlungen und schwierigen Gefühlszuständen. Pflegeeltern sind zu wenig geschult, sich verständnisvoll und deeskalierend ums Kind oder um sich selbst zu kümmern. Diese Grundkompetenz kann im Vorfeld oder in der aktuellen Situation gefördert werden. Dies gilt auch für achtsames Wahrnehmen spannungsreicher Anzeichen im Lebensalltag, deren Beschreibung und verständnisvoller Einordnung. Begleitende Fachleute sollten dies können, krisenerprobt sein und mediative Fähigkeiten erlernen.

- Selten findet eine fundierte Auftragsklärung und eine prozessorientierte Auftragsgestaltung zwischen Pflegeeltern und Auftraggebenden. Familiäre Fremdunterbringung wird grösstenteils als selbstverständlicher und informell klarer Auftrag angesehen, der nicht lange besprochen und nicht kontinuierlich angepasst werden müsse. So wird vieles „irgendwie“ als Übereinkunft angenommen, mögliche Spannungsfelder und

Zusammenarbeit in schwierigen Situationen zwischen beauftragter Familie und beauftragten Professionellen offen gelassen. Dass Spannungen und Krisen logische und zu erwartende Wachstumsimpulse sind, wird nicht als Haltung festgelegt. Dies ist für traumasensible Pflegekinder unzureichend.

Die Auftragsklärung steht nicht nur am Anfang einer Platzierung, sondern ist ein fortlaufender Prozess. Dazu gehört generell: Wer hat welche Rollen und Aufgaben inne? Welche gegenseitigen Erwartungen und Kooperationserfordernisse bestehen, was sind wichtige Informationen und wie wird darüber reflektiert etc?

Wichtig ist, dass von Anfang an ausgetauscht und festgelegt ist: Wie wird das Kind einbezogen? Was geschieht, wenn Pflegeeltern über Belastungen oder Mankos reden? Wie und wann wird über Abweichendes informiert? Wie werden „Hol- und Bringschulden“ definiert? Welche Unterstützungsmöglichkeiten sind in spannungsreichen Situationen vorgesehen? Wie wird bei Gefährdung des Kindeswohles oder des Pflegeplatzes der Dialog gesucht und entschieden? Etliches davon sollte kurz verschriftlicht und von allen unterschrieben werden. Alle Beteiligten partizipieren so – in unterschiedlichem Masse. Dies schliesst mit ein, dass Erwachsene in Krisen mehrperspektivisch entscheiden und kooperativ handeln, um Gefahren abzuwenden und Sicherheit herzustellen. Sie sind in ihren Entscheiden transparent dem Kind gegenüber und erwarten dabei nicht «immer» sein Einverständnis oder gar seine Verhaltensveränderung.

- Selten werden externe Konfliktmoderatoren eingesetzt, selten sind Professionelle dazu befähigt, wechselseitige Spannungsmuster und unterschiedliche Logiken der verschiedenen Systemen zu erfragen, aufzuzeigen und nicht bedachte Lösungsschritte anzustossen. Methoden und Wissen aus Mediation und Konfliktmanagement können die Praxis der Pflegekinderhilfe unterstützen.

Wenn es dennoch zur Krise kommt

Pflegekinder, die in einem feinfühligem und fürsorglichen Umfeld aufwachsen können, stabilisieren sich im Verlaufe der Zeit oft sehr gut. Sie entwickeln sich schulisch und persönlich. Einem guten Leben scheint nichts mehr im Weg zu stehen. So auch im Fallbeispiel von Josefie (Dittmann/Reimer 2018), die sich nach einem schwierigen Start ins Leben scheinbar „unauffällig“ und gut entwickelt.

Pflegeeltern nehmen ihre Pflegekinder, insbesondere wenn diese noch „klein“ sind, tendenziell als liebenswerte Individuen an. Auffälligkeiten im Verhalten werden ausgeblendet. Wenn der Alltag schwierig zu werden beginnt und sich die Auffälligkeiten nicht mehr übersehen lassen, kann es zu ersten Krisen kommen. Die guten gemeinsamen Zeiten werden seltener, die familiäre Atmosphäre ist angespannt. Die Pflegefamilie ist für das Kind nicht mehr nur der „sichere Ort“. Möglicherweise werden nun beim Kind schlechte Erfahrungen aus der Herkunftsfamilie aktiviert. Wie Josefie kann ein Pflegekind es dann vorziehen, ganz auf sich gestellt zu sein, irgendwo Unterschlupf zu suchen und sich damit stark zu gefährden. Dann fragen sich Pflegeeltern: «Warum macht sie/er das? Warum macht sie/er sich jetzt das Leben kaputt? Wir haben doch so viel für sie/ihn getan. Warum mutet sie/er uns das zu?». Eine Antwort darauf ist auch in den Folgen früherer seelischer Verletzungen zu finden:

Seelischen Verletzungen Rechnung tragen

Nur in Ausnahmefällen hat ein Pflegekind eine unproblematische Vorgeschichte bis zur Trennung von seinen Eltern. In der Regel erfolgen Pflegeplatzierungen, weil Eltern psychisch krank sind, Drogen konsumieren, kriminell werden oder weil das Kind durch Gewalt oder Vernachlässigung schwer gefährdet ist. Es gibt aber auch weniger spektakuläre Einflüsse, die das Kind bereits während der Schwangerschaft und in den ersten Lebensjahren schädigen können: Der Stress der Mutter, ihr Nikotinkonsum, eine Früh- oder eine schwere Geburt, eine postnatale Depression, Gewalt zwischen den Eltern - die Liste lässt sich weiter führen. Bei vielen Pflegekindern findet man solche Belastungen kumuliert. Deren mögliche Auswirkungen auf die Gehirnfunktionen und das vegetative Nervensystem können für das Kind einschneidend sein. Beeinträchtigt werden kann insbesondere seine Fähigkeit zur Selbstregulation. Die Affektregulation funktioniert dann nicht oder ungenügend und führt immer wieder zu Eskalationen. Ist das Kind noch klein, fällt das weniger auf, denn alle Kleinkinder müssen erst lernen, sich selbst zu regulieren. Aber auch bei einem grösseren Kind können seine Schwierigkeiten mit der Selbstregulation am Anfang eines Pflegeverhältnisses unentdeckt bleiben, weil sich das Kind sehr bemüht und möglichst nicht negativ auffallen will. Dies gelingt ihm auch später – mit Anstrengung - oftmals in der Schule und in Aussenkontakten. Im Familienalltag jedoch werden die Schwierigkeiten mit der Selbstregulation deutlich. So können scheinbar kleinste Anforderungen zu „Ausrastern“ führen, die das Leben in der Pflegefamilie schwer belasten. Weil das Pflegekind seine

Regulationsschwierigkeiten ausserhalb aber nicht im gleichen Ausmass zeigt wie innerhalb der Familie, finden das Kind und seine Pflegeeltern nicht immer die notwendige Unterstützung.

Die Folgen der seelischen Verletzungen des Pflegekindes können sich zudem in destruktivem Verhalten äussern, das die wunden Punkte der Pflegeeltern aktiviert und sie an ihre Grenzen bringt. In Konfliktdynamiken und in Krisen ist dies ein wichtiger Faktor. Wenn Pflegeeltern sich mit den komplexen Folgen der seelischen Verletzungen ihrer Pflegekinder befassen, wenn sie ihre eigenen wunden Punkte kennen und gut versorgen, wenn Pflegeeltern zudem ihre Pädagogik entsprechend anpassen, dann erleichtern sie dem Pflegekind und sich das Zusammenleben und beugen destruktiven Konfliktdynamiken vor.

Stabilität bieten für das Pflegekind in der Krise

In Krisen ist es besonders wichtig, dass sich die bisherigen Bindungs- und Bezugspersonen – vorausgesetzt sie sind ausreichend konstruktiv und wertschätzen den jungen Menschen – für das Pflegekind interessieren und engagieren und dass sie in ihrer Aufgabe als Pflegeeltern und als Familie angemessene Unterstützung der Fachdienste erhalten. Diese Unterstützung muss unabhängig davon sein, ob das Pflegekind vorübergehend eine stationäre therapeutische Unterbringung braucht, auf der Strasse lebt oder zur Herkunftsfamilie zurückkehrt. Es ist ein Fehler des Systems, wenn Pflegeeltern in solchen Situationen nicht nur keine Entschädigung mehr erhalten, sondern von einem Tag auf den anderen auch nicht mehr zum Helfersystem des Pflegekindes gehören dürfen. Solche Abbrüche stärken die inneren destruktiven Anteile im jungen Menschen. Damit es anders kommt, braucht es zumindest eine Person, die das Vertrauen des Pflegekindes genießt, die den Faden zu ihm hält und freundlich und beharrlich einen Anker im Leben des Pflegekindes bleiben will. So wie die Pflegemutter von Josefie, die beharrlich und gegen alle Widrigkeiten für ihre Pflege-tochter und ihre Beziehung zu ihr einstand. So kann ein gutes Leben doch noch wahr werden, wie das Beispiel von Josefie so schön zeigt.

Konklusion aus Sicht der Praxis: Aus- und Weiterbildung für Akteurinnen und Akteure der Pflegekinderhilfe

Seit rund 20 Jahren gibt es für Pflegeeltern in der deutschsprachigen Schweiz ein Weiterbildungscurriculum von 30 Tagen. Fachpersonen – Beiständinnen und Beistände, Mitglieder von Kinderschutzböörden, Mitarbeitende von Organisationen der Pflegekinderhilfe – kommen aber in ihrer Aus- und Weiterbildung nur oberflächlich in Kontakt mit dem Thema familiäre und institutionelle Platzierung. Es fehlt in der Regel an spezifischem Wissen und an praxisbezogenen Kompetenzen.

Spezifisches Wissen, spezielle Kompetenzen zum professionellen Qualitätsstandard machen

Aus professionellen Qualitätsüberlegungen obliegt es den Fachhochschulen und den höheren Fachschulen Wissen, Können und Kompetenzen zu familiärer Pflegekinderhilfe und „Heimplatzierung“ in der Grundausbildung und als Weiterbildungsschwerpunkt – all dies mit Forschungsinhalten verknüpft - anzubieten.

Pflegekinderhilfe gehört in jede sozialpädagogisch-sozialarbeiterische Grundausbildung. Gleichzeitig braucht es vertiefte Weiterbildungen, in denen Wissen über ausserfamiliäres Aufwachsen sowie über Bedürfnisse und Förderung von platzierten Kinder gelehrt und diesbezügliche Fachkompetenzen trainiert werden.

Eine Weiterbildung im Umfang eines CAS, mit einem qualifizierenden Spezialtitel wie zum Beispiel «Fachkraft Pflegekinderhilfe und Adoptionswesen» oder «Fachkraft familiäre und institutionelle Platzierung» könnte diesem geschilderten Mangel Abhilfe schaffen. Durch eine entsprechende Spezialisierung könnten sich Beiständinnen und Beistände, Mitarbeitende in Kinderschutzböörden und Fachpersonen in Organisationen der Pflegekinderhilfe besser qualifizieren. Eine solche Qualifizierung wäre ebenso für Fachkräfte im stationären Bereich oder für Kinderschutzanwältinnen und -anwälte äusserst förderlich. Es wäre ein Fortschritt, wenn bei den erwähnten Fachstellen eine bestimmte Anzahl Mitarbeitende diesen Fachtitel zur Berufsausübung nachweisen müssten.

Pflegeeltern vorbereiten – eigene Erfahrungen

Auch Pflegeeltern brauchen Vorbereitung und Weiterbildung für ihre herausfordernde Aufgabe. Verschiedene Organisationen (zum Beispiel PACH) bieten für «werdende Pflegeeltern» solche Kurse an, die erstaunlicherweise noch nicht Standard sind.

Wir haben wiederholt sechstägige «Vorbereitungskurse», die gleichzeitig Assessment und Matching waren, für verschiedene Organisationen konzipiert und durchgeführt (vgl. Abschnitt Matching).

Die Rückmeldungen waren durchwegs positiv. Es wurde betont, dass sich dadurch die Zusammenarbeit zwischen Pflegekind-Pflegeeltern-Fachorganisation verbessert habe, die Passung zwischen Pflegekind und Pflegeeltern bewusster gewählt werde und es zu weniger Weiterplatzierungen gekommen sei. Pflegeeltern berichteten Jahre später, wie hilfreich dieser Einstieg für sie persönlich und für ihr Pflegefamiliensein gewesen sei.

Pflegeeltern begleiten und weiterbilden

Wie erwähnt besteht seit langem eine Ausbildung für Pflegeeltern, welche aktuell von der Schule für Sozialbegleitung angeboten wird. Es ist unabdingbar, dass Pflegeeltern nicht nur zu Anfang, sondern während des ganzen Pflegeverhältnisses in ihren Kompetenzen und ihrer Alltagspraxis gebildet und gecoacht werden. Dies kann in Form kürzerer Weiterbildungen sein oder Intervision und Supervision von Pflegeeltern oder -gruppen umfassen. Gemeinsame Trainings- und Reflexionsgefässe von Fachleuten (insbesondere Mitarbeitende von begleitenden Organisationen) und Pflegeeltern, unter externer Leitung, tragen viel zu Kooperation, Krisenprävention und «Qualitätssicherung» bei.

Pflegekinder untereinander verbinden

Fachleute und Pflegeeltern berichten Gutes über Biographiearbeits-Pflegekindergruppen oder wenn sich Pflegekinder an jährlichen Pflegekinder-Pflegeeltern Tagen der Pflegekinderorganisation treffen. Weitere Pflegekinder-Angebote könnten Pflegekinder auf deren Suche nach Zugehörigkeit und einem «normalen Lebensverlauf» unterstützen.

Weiterbildungsinhalte, welche den professionellen Kompetenzerwerb unterstützen

Folgende Weiterbildungsinhalte für einen professionellen, spezifischen Kompetenzerwerb gehen aus den Forschungsergebnissen hervor:

Phasen- und Interdependenzmodelle öffnen den Blick auf die Konzeption langjähriger Pflegeverhältnisse und auf Faktoren, welche zur Stabilität beitragen können (K. Wolf in diesem Band) Fallarbeit als nachvollziehendes, komplexes und multiperspektivisches Verstehen unterstützt Fachleute im kompetenten Begleiten von Pflegekindern und in Krisensituationen (A. Dittmann/D. Reimer); Fähigkeiten Fallverläufe zu erstellen, welche die Sicht des Pflegekindes standardisiert und individuell aufzeigen, tragen zur Klärung der Lebensgeschichte, zur Partizipation und zur Identität von Pflegekindern bei (R. Stohler); Kindern zuhören und mit ihnen altersgerecht, «gewaltfrei» reden können stärkt die Pflegekinder und gibt ihren Perspektiven und Wünschen Gewicht (C. Bombach/D. Reimer in diesem Band); Wechsel, Abschied, Übergänge und Anschlusslösungen passend und kindeswohlgerichtet zu entscheiden und zu gestalten ist nicht nur ein Kinderrecht, sondern eine pädagogische Notwendigkeit. Sie fördern Bewältigungsstrategien, Resilienz und gelingendes Aufwachsen von Pflegekindern (vgl. u.a.K. Werner/Bombach, C./T. Gabriel/ K. Werner/R. Stohler 2017); Wissen um fortwährende Matchingprozesse und um deren praktische Anwendung kann Konflikte und Abbrüche verhindern (C. Bombach/K. Wolf sowie T. Gabriel in diesem Band)

Ausgehend von den Forschungsartikeln und gemäss Praxis-Erfahrungen werden stichwortartig hiermit noch einige weitere Inhalte aufgeführt und konkretisiert:

Grundsätzlich sollten Fachleute ihr eigenes Kontinuitäts- und Diskontinuitätsverständnis von Platzierungen überprüfen. So ist zum Beispiel die Haltung wenig verbreitet, dass eine umsichtig gestaltete Umplatzierung notwendig sein kann und dem Kind viel bringen kann, wenn es in die Entscheidungen einbezogen wird. Wenn es zur Umplatzierung kommt, geht es darum, ein Kind altersgerecht zu informieren, mit ihm und seinen nahen Menschen Übergang und Abschied und die Beziehungen feinfühlig zu gestalten. Im Blick auf das Kind ist immer wieder sein Einbezug wichtig: Das Kind darf ein selbstwirksames und handelndes Subjekt sein. Es kann partizipieren. Es soll gehört, gesehen und informiert werden. Ihm ist zuzugestehen, seine Zugehörigkeit zu wählen und seinen Lebensweg einzuschlagen. Um Risiken für das Aufwachsen des Kind zu minimieren, braucht es Wissen darüber, wie hinderliche Interaktionsmuster, Destabilisationsprozesse und Konfliktdynamiken früh zu erkennen sind und zum Wohl der Pflegekinder aufgefangen werden können.

Alltagspädagogische Kompetenzen helfen Fachpersonen Impulse, Muster, Verletzlichkeiten und die dahinterliegenden Bedürfnissen der Kinder wahrzunehmen, zu lesen, aufzufangen und kreativ anzugehen. Dies kommt auch Pflegeeltern zu Gute. Pflegeeltern benötigen alltagsnahe Unterstützung, einen vorerst bewertungsfreien Raum, um Belastungen, Schwieriges und heftige Gefühle ansprechen sowie passende Lösungen erarbeiten zu können. Verantwortliche Fachleute benötigen ein hohes Mass an Reflexion ihrer Vorannahmen, ihrer Haltungen und ihres Verhaltens bezüglich der Dynamiken und der Logiken im Helfernetzwerk. Kooperationsmöglichkeiten sind zu schaffen und Entscheidungsmodi zu klären. Es ist gar nicht so einfach, in den Widerläufigkeiten und Verschränkungen von Institutions- und Familienkultur zu balancieren, oder die Logiken sowie die Themen der verschiedenen Akteurinnen und Akteure aus privaten Netzwerken, aus behördlichen und fachlichen Institutionen zu verstehen und zugunsten des Kindes zu «steuern».

Weiterbildungsinhalte, welche das pflegeelterliche Alltagshandeln unterstützen

Einige der oben beschriebenen Themen gelten auch hier. Dieses Wissen und Können sollte auf konkrete Alltagssituationen zugeschnitten und kindesorientiert angewandt werden sowie eine flexible, offene, experimentierende Pädagogik fördern. Systemische, mehrperspektivische und lösungsorientierte Sichten können adäquates Handeln mit Kindern und Jugendlichen in kritischen Situationen unterstützen. Neben Warmherzigkeit und Wertschätzung des schon Gelingenden (!) gehört ein Bewusstwerden über multiple Elternrollen, sich verändernde Familienleben, Partizipation und Rollen-, Beziehungs- und Zugehörigkeitsflexibilität dazu. Spannungszustände und Konflikte der eigenen Person, im Familien-System und im System des Kindes/Jugendlichen beobachten und aussprechen zu können mildert schwierige Geschehnisse. Pflegeeltern mit Konfliktbewältigungsmut auszustatten, sie zu befähigen Krisenphänomene wahrzunehmen und zu benennen, Konfliktdynamiken zu verstehen, Deeskalationstechniken einzusetzen sind wichtige Schwerpunkte. Nicht zuletzt geht es darum, mit anderen Systemen zu kooperieren und mit anderen Systemlogiken umgehen zu können.

Spezifisches Wissen und spezielle Kompetenzen fördern das Aufwachsen von Pflegekindern

Die hier eingebrachten Vorschläge fordern mehr spezifisches Wissen und spezialisierte Kompetenzen für Fachleute (und Pflegeeltern) in der Pflegekinderhilfe ein. In dieser Forderung geht es indessen nicht um Akademisierung oder Verschulung oder Normalisierung. Der Kernpunkt ist einerseits Pflegekindern verbesserte Chancen zum Aufwachsen und zu einer geförderten, individuellen Entwicklung zu bieten und andererseits Pflegeeltern passend im herausfordernden Alltag zu unterstützen. Dies, weil die Begleitung «fremder Kinder mit biographischen Brüchen» nicht dasselbe verlangt wie das Aufwachsen «eigener leiblicher Kinder». Hinzu kommt, dass (Forschungs)Erkenntnisse, insbesondere der Frühen Förderung, die Unterstützung von Kindern in ihren Lern- und Bildungsprozessen von der Geburt an bis zum Schulalter, im Tages- und Pflegefamilienbereich wenig rezipiert sind und viele Hinweise zum Wohl des Kindes im Alltag anbieten.